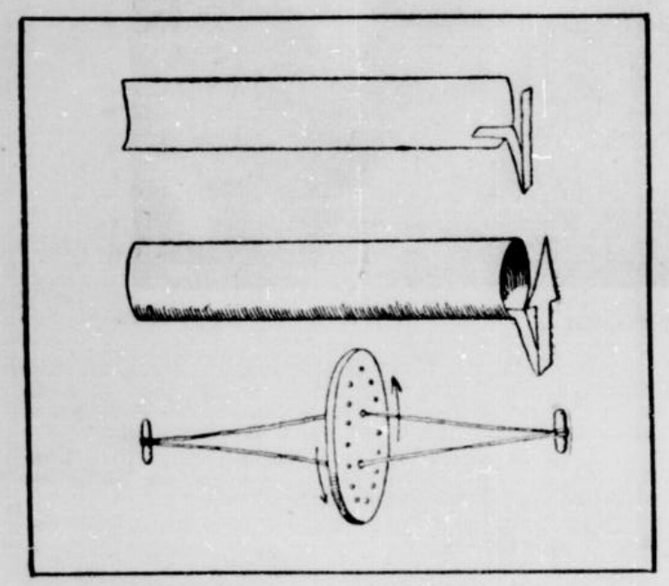
Allerlei „brummiges" Spielzeug für die Ferien

1. Ein Papiersummer

Wir rollen einen Papierbogen zu einem Rohr. Dazu verwenden wir einen Bleistift. Damit das Rohr fest genug ist, kleben wir das Papier gut an. Nun schneiden wir ein Dreieck aus einem gleichen Papierbogen aus, jedoch muß an der unteren Dreieckseite ein Streifen Papier stehen bleiben. Diesen Papierstreifen — wir können aus der Abbildung sehen, wie es gemacht wird — kleben wir in das Rohr. Etwa drei Zentimeter Raum muß nun noch zwischen dem Rohr und dem



Papiersummer und Scheibensummer.

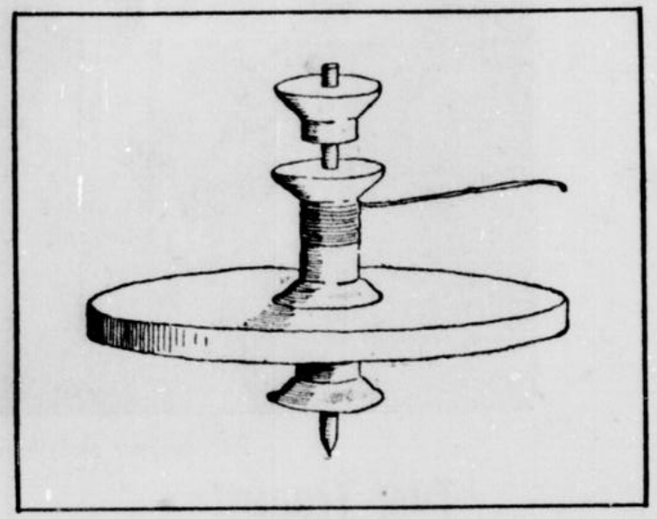
Dreieck sein. Das freie Stück des Papierstreifens knicken wir zweimal, einmal hart an der Röhre nach unten und einmal in der Mitte nach oben. Jetzt liegt das Dreieck vor der Oeffnung des Rohres. Damit ist der Summer fertig. Erich nimmt ihn in den Mund und zieht durch das Rohr die Luft ein. Siehe da, ein summender Ton entsteht, und es lassen sich alle Lieder, die wir kennen, auf dem Papiersummer spielen; wir müssen sie nur ordentlich vorsummen.

2. Ein Scheibensummer

Jetzt verwenden wir starke Pappe. Aus dieser schneiden wir eine kreisrunde Scheibe aus. Sie hat einen Durchmesser von 12 Zentimeter. Nicht weit vom Rande der Scheibe schneiden wir einen Kranz von viereckigen Löchern ein. Zur Befestigung versehen wir die Scheibe nicht weit vom Mittelpunkt mit zwei Löchern, die je zwei Zentimeter von der Mitte entfernt sind. Durch diese Löcher ziehen wir je einen kräftigen Bindfaden von 60 Zentimeter Länge. Die Enden der Bindfaden knoten wir um zwei Hölzchen, damit wir sie besser fassen können. Nun kann das Brummen beginnen! Wir fassen die beiden Hölzchen mit je einer Hand und schwingen die Scheibe. Bei diesem kreisförmigen Schwingen wickeln sich die Bindfäden auf. Jetzt ziehen wir die Hölzchen nach außen. Und surrend schnell dreht sich die Scheibe. Dabei entsteht ein tiefer brummender Ton. Ist die Scheibe abgelaufen, so dreht sie sich durch die Schwungkraft weiter, bis sich die Bindfäden wieder aufgewickelt haben. Damit das geschieht, lassen wir mit dem Zug nach außen etwas nach. Dann ziehen wir wieder und zu unserer Freude können wir dieses Spiel eine ganze Zeit fortsetzen.

3. Ein Brummkreisel

Für unseren Brummkreisel gebrauchen wir eine flache, runde Blechdose, einen runden Stab, zwei kleine Garnrollen und ein Stück Bindfaden. Wir reinigen die Blechdose zuvor gut und schlagen genau durch den Mittelpunkt sowohl der Dose wie auch des Deckels ein Loch. Durch dieses Loch stecken wir den runden Stab. Er paßt, wir können ihn herausziehen und versuchen, ob er auch durch die Oeffnungen der Garnrollen hindurchgeht. Auch hier paßt er genau. Nun legen wir ihn beiseite und richten eine Garnrolle her. Wir sägen sie genau in der Mitte halb durch. Die eine Hälfte nageln wir nun unter die Mitte des Dosenbodens, und zwar so, daß die Oeffnungen der Dose und der Rolle genau übereinanderliegen. Auf den Deckel der Dose nageln wir nun in der gleichen Weise die noch ganze Garnrolle. Nunmehr setzen wir die Dose zusammen, spitzen dann den Stab unten etwas an. Damit der Kreisel etwas besser läuft, schlagen wir zuvor in die untere Spitze des Stabes ein Rundkopfnägelchen. Bevor wir die Dose zusammensetzten, schlugen wir seitlich ein Loch hinein. Das ist das Brummloch, durch dieses dringt die Luft in die Dose und erzeugt den brummenden Ton, den wir gleich beim Drehen des Kreisels hören werden. Der Stab muß nun gut in den Rollen verleimt werden, denn er muß auch lange halten. Die andere Hälfte der durchgeschnittenen Garnrolle arbeiten wir zu einem Griff um; das geschieht einfach dadurch, daß wir obenauf ein kreisrundes Holzscheibchen leimen. Wir lassen gut trocknen und stecken dann den Griff auf den Stab

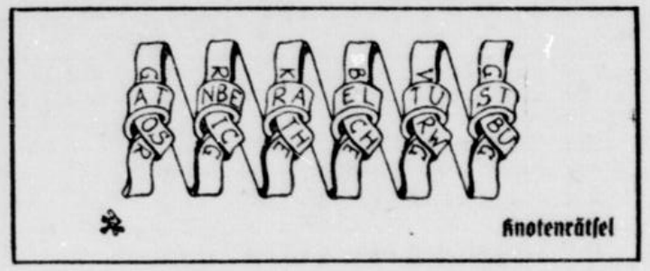


Brummkreisel.

des Kreisels. Nun kann er sich drehen. Wir wickeln um die Garnrolle ein Stück Bindfaden, setzen den Kreisel auf den Tisch, halten dabei den Kreisel mit Hilfe des Griffes senkrecht und ziehen rasch den Bindfaden ab. Der Kreisel dreht sich lustig und brummt dazu. Damit es aber auch lustig aussieht, wenn er sich dreht, streichen wir ihn mit bunten Farben an. Die Oberfläche der Dose versehen wir mit bunten Ringen. Das gibt beim Drehen den schönsten Anblick. Es empfiehlt sich, die Garnrollen vorher von dem anhaftenden Papier zu befreien und sie an den Rändern, die beim Zersägen entstehen, schön glatt zu feilen.

H. N.

Wer ist so schlau?



Knotenrätsel

In jedem Knoten befindet sich ein Wort folgender Bedeutung:

1. Verwandter, 2. Stadt in Böhmen, 3. Kirche, 4. Vogel, 5. Aufsicht, 6. Jahrestag.

Die durch Verknotung verdeckten Buchstaben der einzelnen Knoten ergeben wiederum, richtig geordnet, Wörter folgender Bedeutung:

1. Gereimte Worte. 2. Was jeder haben muß: 3. Schubfach. 4. Wortgebilde. 5. Fluß in Sibirien. 6. Abzahlung.

Lösung des Rätsels in Nr. 14.

Lösung der Rätsel aus Nr. 12:

Welcher Rundfunk-Sender sendet: Königswusterhausen. (Halte das Bild mit der linken Kante flach in Augenhöhe, dann verkürzen sich die Linien zu den Lösungsworten.

Einige Knacknüsse: 1. Der Mann ist 50, die Frau 35 Jahre alt. 2. Hans hat 22, Kunz 13 Stck. 3. 16 Zentner. 4. 23¼ und ¾. 5. 14, denn 2×3 = 6 und ein Schutzmann gibt acht, 6+8 = 14. 6. Keiner, die übrigen fliegen fort. 7. Die letzte Person nimmt die Schüssel samt dem fünften Ei, das in der Schüssel liegen bleibt.

Bilderrätsel: Die Worte zeigen an, was ein jeder leisten kann.

Verantwortlicher Schriftleiter: i. V.: K. Hindrichs, Wuppertal

Nummer 13 10. August 1935

Liebe Jungen und Mädchen!

Habt Ihr sie nicht gesehen, die bleiche Sagenfrau? —
Sie schleicht in stillen Stunden dahin von Gau zu Gau

Und hebt im Dämmerlichte empor die weiße Hand,
Legt ihren leisen Zauber auf unser lautes Land

Und führt die Menschenkinder in die Vergangenheit,
Singt ihnen immer wieder: „Es war in alter Zeit..."

✦

Frohe Ferien wünscht Euch Euer Kinderonkel

✦

Zwei Geschichten vom starken Hermel

I.

Vor vielen tausend Jahren brachen einmal wilde Horden in unser Bergisches Land ein. Sie kamen auf großen Schiffen den Rhein herunter gefahren, und wo es ihnen gefiel, da ließen sie sich nieder und nahmen mit Gewalt, was sie gebrauchen konnten. Sie selbst zwangen die Bewohner zu harter Arbeit. Es half nichts, daß sie sich zur Wehr setzten, die Heiden waren stärker.

Eines Tages, als sie wieder einmal Bauern aussuchten, die ihnen ihre Arbeit tun sollten, da fanden sie einen wilden, starken Burschen, den starken Hermel. Er war gut zwei Kopf größer als die anderen und hatte mächtige Schultern und Fäuste. Aber bei all seiner Kraft war er gutmütig und treu.

Die Fremden waren stolz auf ihren Fang und nahmen ihn gleich mit. Am anderen Morgen, als alles schon bei der Arbeit war, schlief unser Hermel noch fest und schnarchte, daß man es zwei Dorfer weit hören konnte. Nicht gerade sanft weckten ihn die Heiden. Unser Hermel aber reckte sich ganz gemütlich, ging zur Scheune, wo er dreschen sollte, und sah sich die Arbeit an.

„Wenn das alles ist", sagte er, „die kleine Scheune voll Korn will ich euch bis Mittag leer dreschen, wenn ihr mir nur so viel Fleisch und Brot geben wollt, wie ich zum Mittagessen brauche."

Den Fremden war es recht so. Da holte sich der Hermel den dicksten Eichenstamm aus dem Wald und band mit einem dicken Tau eine mächtige Tanne daran. Jetzt hatte er einen Dreschflegel. Mit hau-ruck hob er das Dach von der Scheune und schlug mit aller Kraft auf das Korn los, daß Stroh und Körner flogen. In einer halben Stunde hatte er das ganze Korn gedroschen. Nun schaufelte er die Körner in das umgedrehte Dach und schwang es kräftig hin und her. Da schnaubte der Wind hinein und wirbelte die ganze Spreu davon. Die Heiden standen mit offenen Mäulern und konnten vor Staunen und Schreck nichts mehr sagen. Der Hermel füllte in aller Ruhe die Körner in Säcke und trug sie auf den Kornspeicher. „Jetzt will ich meinen Lohn haben", schrie er, als alles fertig war, „her mit dem Fleisch und dem Brot, ich habe einen Mordshunger." Die Heiden gaben ihm, was er wollte, bekamen aber doch einen gewaltigen Schreck, als der Hermel 3 Ochsen und 100 Brote auf seinen Karren lud. Die Karre war so schwer, daß die Ochsen, die davorgespannt waren, sie nicht ziehen konnten. Kurz entschlossen schlug der Hermel die Ochsen zusammen und warf sie noch oben auf den Wagen, spannte sich selbst davor und zog befriedigt ab.

II.

Die Heiden beratschlagten nun, wie sie den Hermel unschädlich machen könnten, denn sie bekamen Angst vor dem starken Gesellen.

Sie befahlen ihm, einen Brunnen zu reinigen. Dafür sollte er ein gutes Abendessen haben, wie er es sich wünschte. Sie hofften aber im stillen, daß der Hermel nicht wieder ans Tageslicht käme.

Der war mit seiner Arbeit zufrieden. Er stieg in den Brunnen, der wohl 100 Klafter tief war. Jetzt sammelten die Heiden oben dicke Steine und stießen sie in den Brunnen. Sie dachten, der Hermel müßte zerschmettert unten liegen. Der aber sang und pfiff, und als die Steine kamen, rief er: „Hallo, jagt mir doch die Hühner da oben vom Brunnenrand, die scharren mir den ganzen Kies in die Augen." Die Heiden waren starr vor Staunen, daß der Bursche noch lebte. Jetzt holten sie einen riesigen Mühlstein und warfen ihn in den Brunnen. „Hei", rief der Hermel, „jetzt hab' ich einen feinen Kragen, wie ihn die Ratsherren tragen."

Die Heiden waren sprachlos. Sie beratschlagten aufs neue. Schließlich hoben sie das Dach des größten Turmes aus der Umgebung ab und warfen es auf den Hermel. Aber der lachte nur. „Jetzt hab' ich noch einen Hut, bei, das ist fein!" Und ehe sich's die Heiden versahen, stieg der Hermel kerngesund aus dem Brunnen und erklärte, daß er mit seiner Arbeit —

fertig sei. „Ich will nur ein kleines Schläfchen machen", sagte er und zog mit seinen Geschenken in den nahen Wald.

Als er fest schlief und schnarchte, daß die Erde zitterte, steckten die bösen Heiden den Wald an allen vier Enden an. Da wurde es unserem guten Hermel doch ein bißchen zu warm unter seinem Dach. Er sprang auf, und als er die Bescherung sah, riß er einen dicken Eichenbaum aus und hieb mitten in die gaffenden Heiden hinein. Die flohen wie wild, und der Hermel trieb sie noch weit über die Grenze des Bergischen Landes hinaus.

Seit der Zeit sind keine Heiden mehr in unser Land gekommen. P

Eine Jagd zur Steinzeit

Die große Sonnenkugel rollt langsam westwärts. Der Abend beginnt. In der halbdüsteren Grotte weilen nur wenige Gestalten; Frauen und Kinder, einige Steinschlager, die Waffen und Handwerkszeug schaffen, ein Alter, der zwei kunstbegabten Männern Anweisungen gibt, wie sie auf das Stück einer Geweihschaufel und auf einen Stein Mammut und Fischer zur Darstellung bringen sollen. Sie sind eifrig dabei und ritzen mit ihrem Grabstichel aus Feuerstein in sicheren Zügen die Umrißlinien der Tiere ein. Aus dem Spiel ihrer Gebärden scheint hervorzugehen, daß sie großes Verlangen hätten, die gezeichneten Tiere auch wieder einmal als Beutestücke in ihrer Felswohnung zu haben. Die struppigen Kerle haben Hunger. Am Feuer liegen nur säuberlich abgenagte Tierknochen, und in der Ecke ihrer Behausung, die für sie Vorratskammer ist, hängt kein einziges Stück Wild und kein Fisch. Seit einigen Tagen schon war den Jägern das Glück nicht hold. Raubtiere hatten sich in der Nähe gezeigt und das Jagdwild verscheucht. Die berufensten Jäger waren am frühen Morgen ausgezogen und hatten diesmal alle Mann aufgeboten, die für einen großen Streifzug tauglich erschienen.

Aus der Nähe tönt ein lang gezogener Ruf. Die Höhlenbewohner horchen auf. Derselbe Ruf wieder, und das Echo nimmt ihn vielfach auf. Die Zurückgebliebenen kennen den Ton. Die Jagd war günstig, und ein Stammesgenosse naht, um ihnen Botschaft zu bringen. Alle treten vor die Grotte und sehen, wie er mit den Armen winkt und Zeichen macht, daß man ihm entgegenkomme. Mit rauhen Kehllauten verständigt man sich: ein großer Jagderfolg. Der Bote zeigt in der Luft, wie groß die Tiere sind, die man erlegt, und ruft Brüder und Frauen, ihm zu folgen.

So rasch die plumpen Glieder es gestatten, eilen alle auf eine nahe Anhöhe. Von weitem schon hören sie Stimmengewirr, Freudenrufe. Man erklimmt den Berg und erschaut ein merkwürdiges Bild. In einer Grube wälzt sich ein Tier; unweit davon sind starke Männer dabei, aus einem anderen Loch ein eben erschlagenes Wildpferd zu reißen. Aus Weidenruten haben die Männer Schlingen gemacht, sie um die Füße des Wildes gelegt und zerren nun aus Leibeskräften daran. Die meisten Jäger haben ihre Waffen beiseitegelegt. Große Keile waren auf Holzstäbe gefaßt und wurden so zum todbringenden Hammer. Lange, scharfschneidende Klingen hatten die Jäger an Stangen gebunden, und überall lagen große Steine umher. Man benutzte sie, um den hilflos in die Grube gefallenen Tieren durch sicheren Wurf den Schädel einzuschlagen. Ein lautes Treiben sieghafter roher Gesellen.

Bald schlug das gefallene Tier um sich, und es blieb mit gebrochenen Gliedern liegen, bis es sich kraftlos ergab. Mit Steinen und Keulen erschlug der Jäger die Beute und schickte

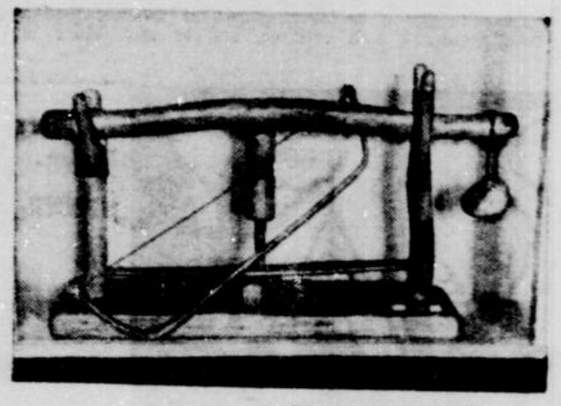


Photo: Verlag W. Girardet.

Modell eines Steinbohrers aus der jüngeren Steinzeit.

sich an, sie aus den Gruben zu bringen. Im Triumph schleppte man die Beute ans tiefer gelegene Flußufer, und erst hier wurde sie ausgeweidet.

In der Nähe des Flusses zerlegten die Urmenschen ihre Beute. Das scharfe Steinmesser trennte das Fell. Mit einem stumpfen Knochenwerkzeug wurde die Haut losgelöst und dann mit Steinschabern und -kratzern weiter gesäubert und bearbeitet. Die Tierhäute zu gerben verstand der Urmensch natürlich noch nicht. Er hat sie einfach getrocknet und nur durch langes Kneten möglichst weich gehalten. Aus den Gedärmen fertigte man Riemen und Bänder.

Einige der Jäger haben inzwischen den Platz der Wildfanggruben ordentlich gesäubert. Die Barrikaden sind weggeräumt, und nichts erinnert mehr daran, daß einige Tiere hier weidwund den Feinden erlegen sind. Eine taufrische Nacht, und neues Gras deckt die Spuren der heutigen Szene.

Am Flusse ist die Herrichtung des Wildbrets beendet. Es soll zur Wohnhöhle geschafft werden, und jeder kriegt sein Teil zu tragen.

Der Feuerwächter hatte inzwischen am Eingang der Höhle einen gewaltigen Brand entfacht. Schon von weitem hob er zum Gruß die Arme empor, dem Führer der Jagdhorde entgegen, der den Kopf des Wildpferdes trug.

Nun war wieder Fleisch in der Hütte und Nahrung auf viele Tage. Auf mehreren Feuern zugleich wurde gebraten und geröstet.

Ein Schlemmen hub an, eine wilde Freude, man tanzte und schrie, bis alle satt und müde sich auf den Erdboden und auf Felle legten. Ruhe kam in die Grotte. Der Feuermann hatte seine Pflicht getan und den Brand für die Nacht gerichtet. Er schlief am Feuer, nahe beim vorrätigen Holz. Nacht breitet sich über die stille Landschaft, nur ab und zu unterbrochen vom Schrei ferner Hyänen, die am Flußufer streichen und Blut riechen.

(Aus: Otto Hauser, Leben und Treiben zur Urzeit.)

Wie Thor seinen Hammer wieder holte

Der Donnergott Thor ist eben vom Schlaf erwacht. Er reibt sich die Augen und schaut um sich. Plötzlich springt er auf und sucht seinen Lagerplatz ab. Aber seinen Hammer Miölnir findet er nicht. Wer mag ihn nur fortgenommen haben? Er schüttelt den Bart und schwenkt das Haar. Der Hammer ist fort.

Da sieht er in der Nähe den listigen Loki. Vielleicht kennt er den Dieb. Er geht zu ihm hin und sagt: „Höre, Loki, mein Hammer ist mir geraubt." Loki schlägt vor, zum Hause der Freya zu gehen. Gesagt, getan. Hier leiht sich Loki Freyas Federhemd und legt es gleich an. Es rauscht im Winde, und er fliegt als Kundschafter nach Riesenheim; denn nur dort ist nach seiner Meinung der Dieb zu suchen.

Er trifft den Herrn des Landes, der vor seinem Hof auf dem Hügel sitzt und nach Fremden Umschau hält. Schnell spinnt sich ein Gespräch an, und bald gesteht der Riese Thrym, daß er den gesuchten Hammer verborgen hält. Er liegt acht Klafter tief unter der Erde in der Schatzkammer, und nur der soll ihn zurückerhalten, der Freya als Braut herführt.

Kaum hat Loki die Auskunft erhalten, da fliegt er sofort zu Thor zurück und meldet, was er erfahren hat. Beide gehen gemeinsam zu Freya und bitten sie, nach Riesenheim mitzureisen. Aber was tut Freya? Sie faucht vor Wut über das Ansinnen und tobt so wild, daß die ganze Halle der Götter erbebt. Jetzt ist guter Rat teuer. Die Götter eilen zur Versammlung, und alle denken nach, wie Thor seinen Hammer zurückbekommen kann. Da erhebt sich der schlaueste der Götter, Heimdall, und schlägt vor: „Thor muß sich als Braut verkleiden. Wir legen ihm das bräutliche Linnen an und schmücken ihn mit dem schönsten, schimmernden Halsband. An seiner Seite muß er die Schlüssel klirren lassen, und ein Brautschleier soll sein Haupt umhüllen."

Zuerst sträubt sich Thor heftig, aber Loki, dem die Verkleidung Vergnügen bereitet, redet ihm zu, und er bietet sich an, ihn als Magd zu begleiten. Damit ist Thor einverstanden, und die Götter schmücken ihn als Braut.

Inzwischen werden die Böcke vom Berge getrieben und an den Wagen gespannt. Als auch Loki als Magd verkleidet ist, steigen beide ein, und Odins Sohn fährt im festlichen Brautwagen unter Blitz und Hagel nach Riesenheim.

Thrym läßt sich durch das Donnern und Krachen nicht beirren. Freudig trifft er alle Vorbereitungen zur Hochzeit. Zahlreiche Gäste finden sich bald zur Feier ein, und es geht hoch her. Keiner aber ißt und trinkt mehr als die Braut an der Seite des Hausherrn. Einen ganzen Ochsen hat sie verschlungen und acht Lachse dazu, von den zahlreichen Humpen Met ganz zu schweigen. Das aber wird dem Riesenfürsten doch zu bunt, und er hebt den Schleier der Braut ein wenig hoch. Da blitzen ihn feurige Augen an, und erschrocken fährt er zurück. Die schlaue Magd aber, die zur Seite sitzt, weiß Rat und beruhigt den Bräutigam: erklärt ihm, daß Freya acht Tage lang gehungert und acht Nächte lang nicht geschlafen habe.

Als das Mahl beendet, soll die Brautgabe getauscht werden. Dazu läßt Thrym den Hammer aus dem Versteck hervorholen und legt ihn der Braut auf den Schoß. Doch kaum hat Thor den geliebten Hammer wieder in der Hand, da lacht ihm das Herz im Leibe. Jetzt ist er unüberwindlich. Er springt auf, zornig saust sein Hammer auf Thrym nieder. Die Hiebe fallen. Das ganze Geschlecht der Riesen wird zerschmettert.

So holte Odins Sohn seinen Hammer wieder. H. B.

Die Tafelrunde König Friedrich Wilhelms I. Photo: Neues Deutsches Lichtspielsyndikat.

Fünf Fragen!

Eine Erzählung vom Großen König

König Friedrich der Große reiste häufig mit kleinstem Gefolge unauffällig über Land, um auch in den entlegensten Dörfern und Marktflecken nach dem Rechten zu sehen, eben dort, wo man vor der gefürchteten „Potsdamer Naseweisheit", wie des Königs Pflichteifer im Lande draußen genannt wurde, sicher zu sein glaubte. So führte ihn seine Landfahrt auch einstmals an einem ärmlichen Pfarrhaus vorüber, über dessen Eingang in deutlich sichtbaren Lettern die Inschrift „Pfarrhaus Sorgenfrei" zu lesen stand. Der König stutzte, hieß augenblicklich die Fensterkutsche halten und den Pfarrer herbeirufen, worauf sich folgendes Gespräch entspann:

„Wie kommt Er dazu, hier in diesem gottvergessenen Nest mein Sanssouci nachzuahmen? Er hat, so scheint es, keine Sorgen."

„Halten zu Gnaden, Majestät", erwiderte der Pfarrer. „Der Sorgen sind allhier wie überall im Lande mehr denn genug. Aber über das Herz sollte man sie niemals hinauswachsen lassen."

„Nun, ich werde ihm Sorgen bereiten", sagte der König, und es war nicht zu ersehen, ob er im Ernst redete oder scherzte. „Bis morgen abend hat Er mir folgende Fragen zu beantworten:

Wie tief ist der Bodensee?
Wie schwer ist der Mond?
Wie weit ist es nach dem Himmel?
Was bin ich, sein König, wert?
Was denke ich, sein König?

Jetzt also kann er sich Sorgen machen? Morgen abend erwarte ich seine Antworten. Auf Wiedersehen!" Mit der Hand winkend lehnte sich darauf der König, zweimal mit dem Krückstock gegen die Kutschfensterscheibe pochend, in den bequemen Polstersitz zurück, worauf die Kalesche davonfuhr.

Nun befand sich der Pfarrer mit einem Male in bedrückender Verlegenheit: denn tatsächlich hatte der König ihm mit seiner Aufgabe ein nicht geringes Sorgenbündel aufgeladen. Allerdings getraute er sich nach einigem Kopfzerbrechen, die drei ersten Fragen zu des Monarchen Zufriedenheit zu beantworten. Allein die nach des Königs Wert und nach seinen Gedanken . . .

Kaum noch stand die Morgensonne am Himmel, da schritt der Pfarrer nachdenklichen Herzens zum Dorfe hinaus, damit er in der Einsamkeit mit sich und seiner Aufgabe ins reine käme. Als er nun so versonnen dahinging, traf er unversehens auf den seiner natürlichen Weisheit und tiefen Lebenserfahrung wegen allerseits geachteten alten Schäfer, dem er seine unerwartet über ihn gekommene Not mitteilte.

„Hm!" machte der, indem er mit seiner Rechten mehrmals um das graubärtige Kinn gegangen war. „Hm! So Ihr mir vertrauen wollet, werde ich als Pfarrer verkleidet dem Könige zu seiner Zufriedenheit antworten."

Nach längerem Beraten erklärte sich der Pfarrer mit des Schäfers Vorhaben einverstanden. Und so vertauschten Gelehrsamkeit und Mutterwitz für den Rest des Tages ihre Rollen miteinander.

Wie angekündigt fuhr der König gegen Abend vor dem Pfarrhaus vor. „Nun", so wandte er sich scharf musternd an den zu ehrerbietigem Gruße an den Kutschenschlag herantretenden Pfarrer, „hat Er sich meine Fragen überlegt?"

„Zu dienen, ich tat nach Eurer Majestät Befehl", erwiderte der Gefragte freimütigen Mundes. „Mögen die Antworten Euer Majestät gnädige Zufriedenheit finden."

„Eh!" darauf der König, „laß Er denn hören. Wie tief also ist der Bodensee?"

„Einen Steinwurf tief, Majestät; denn darunter ist des Meeres felsiger Grund."

„Na, ja! Dawider läßt sich nichts einwenden! Wie schwer aber ist der Mond?"

„Ein Pfund; nicht ein Lot mehr und auch kein Gran weniger als ein Pfund", lautete die Antwort, und erwartungsvoll schaute der Gefragte in des Königs große, ob der Antwort erstaunt zu ihm aufblickende Blauaugen.

„Wieso ein Pfund? Das möge Er mir erklären", forschte darauf der König und schüttelte mit dem Kopfe.

„Mit Verlaub, Majestät, nichts ist einfacher als das. Vier Viertel hat der Mond, und auch das Pfund desgleichen ihrer vier."

„Ausgezeichnet! Ganz ausgezeichnet!" zollte nunmehr der König Beifall. „Er versteht sich zu helfen. Aber wie weit ist es nach dem Himmel? Weiß Er auch das zu sagen?"

„Ich gedenke, Majestät, ja. Eine Tagfahrt nur gilt die Reise. Denn wir haben im Jahre nicht mehr als einen Tag Himmelfahrt."

„Er könnte recht haben", schmunzelte nunmehr der König, und seine Wohlgelauntheit machte seine Augen förmlich strahlen. „So sage Er mir denn auch, was bin ich, sein König, wert?"

„Majestät sind neunundzwanzig Silberlinge wert", kam prompt die Antwort über des Gefragten Lippen.

„War Jesus Christus, wie die Heilige Schrift berichtet, dreißig Silberlinge wert, so werden Majestät sich wahrscheinlich nicht höher zu schätzen vermessen. Ich denke also neunundzwanzig Silberlinge, etwa vierundeinhalb Friedrichsdor."

„Das bedeutet nicht viel", lächelte anjetzt der König, ohne sich Zwang aufzuerlegen. „Er versteht sein Fach und weiß auch in der Rechenkunst Bescheid. Aber auf meine letzte Frage wird Er mir die Antwort schuldig bleiben: Was denke ich, sein König? — Antworte Er!"

„Halten zu Gnaden, Majestät, diese Frage hat mir die geringste Sorge bereitet. Majestät denken nämlich jetzt: der Pfarrer hat sich seiner Sache nicht ungeschickt entledigt. Allein ich bin gar nicht der Pfarrer, sondern der Schäfer."

„Was saat Er? Der Schäfer? — Das ist ja ein Komplott gegen den König!" lachte nunmehr Friedrich, wie seine Umgebung ihn seit lange nicht hatte lachen sehen. „Hör Er, Schäfer. Vermelde Er dem Pfarrer Sorgenfrei, er werde bald von seinem Könige Weiteres hören. Gehab Er sich wohl!" Alsdann klopfte er mit seinem Krückstock wider das Kutschenfenster — und fort war er.

Nicht lange danach erhielt der Pfarrer aus des Königs Privatkasse ein namhaftes Geldgeschenk überwiesen, und der Schäfer ging dabei nicht leer aus. O. G.